



New Yorker Vergnügungszone: Las Vegas trifft Miami an der 42. Straße und bietet tourismusorientierte Unterhaltungspaläste. Illustration: NZZ

DIE ELEKTRONISCHE SEGREGATION

William Menking spricht mit Christine Boyer über Stadtentwicklung und Kommunikationsgesellschaft

William Menking: Sie beschreiben in einem Ihrer Bücher eine grundlegende Veränderung des Stadtbegriffs – weg von der Betrachtung der Stadt als einem Ganzen.

Christine Boyer: Die meisten stadtplanerischen Handlungen der letzten Jahrzehnte vollziehen eine Unterteilung der Stadt in „Zonen“. Es geht in verschiedenster Weise, aber immer nach dem gleichen Grundgedanken um die Ausbildung urbaner Zonen, die von unsichtbaren Grenzen gegen die Außenwelt geschützt sind und deren genau abgestimmtes Rollenspiel festlegt, wer diese und jene Zone betreten darf und wer nicht. Im Fall von New York wird der Bereich um die 42. Straße derzeit als eine solche Zone ausgebaut. SOHO ist eine weitere Zone, das Drogenviertel eine andere, ebenso NIMBY (Not In My Back Yard), Battery Park usw. Ähnliches kann man in London oder Paris feststellen. Man handelt nicht mehr in Bezug zur Stadt, sondern die Stadt ist nur noch eine Anhäufung von Standorten.

Menking: Das Projekt „42. Straße“ mit einem Disneyland inmitten von New York ging letzthin durch die Weltpresse.

Boyer: Times Square und die 42. Straße wurden um 1900 mit der U-Bahn zu einem historisch gewachsenen Viertel mit vier vorherrschenden Funktionen: Theater, Firmeneingänge, Unterhaltung und Pornographie, später das Kino. Es liegt ja nur zwei Stationen von Harlem entfernt. Die Absicht der neuen Investoren für das Großprojekt „42nd Street“ besteht dagegen darin, eine homogene Zone tourismusorientierter Unterhaltungspaläste mit Madame Tussaud's Wachsfigurenkabinett und einem innerstädtischen Disneyland-Ableger zu schaffen. Der Architekt Robert A. M. Stern sieht für den Häuserblock zwischen der 7. und 8. Avenue eine Collage aus allen historischen Stilen vor, die sich am alten Times Square überlagerten. Damals handelte es sich um eine anarchistische, spontane Entwicklung, weil die verschiedenen Schausteller die Passanten durch immer stärkere Leuchtreklamen anziehen wollten. Nun dagegen soll ein abgestimmtes, künstliches Ensemble ohne besondere Funktion als perfekte Simulation des historischen New York entstehen. Dazu entfernt man auch die Pornoläden aus der Zone.

Menking: Sie schreiben, die gesamten USA würden bald nur noch aus harmonisierten Ensembles dieser Art bestehen.

Boyer: Diese Entwicklung ging von den Rändern der Metropolen aus, wo Mittelstands-Wohnviertel neuer Art entstanden. Es handelt sich um umzäunte Bereiche, die die Gewährleistung von Sicherheit auf der Straße und besondere Dienstleistungen wie

Hauszustellung, Golfplätze, Schulen und Swimmingpools über gemeinschaftliche Entwicklungsfonds gewährleisten und fiskalisch fast autonom sind. Die Steuern gehen nicht mehr an die Stadtverwaltung, sondern an das als Wehrburg ausgebildete Viertel. In Wirklichkeit handelt es sich um eine ökonomische Segregation.

Menking: Es handelt sich dabei um Phänomene der „Privatisierung“ des urbanen Raums gegenüber dem Begriff der Öffentlichkeit als Verkörperung der Stadt.

Boyer: New York war für die besten staatlichen Schulen, die besten Parks und die besten Spitäler bekannt. Den berühmten „Central Park“ zum Beispiel aber hat man zum Teil privaten Gruppen anvertraut, die von den reichen Einwohnern der umliegenden Straßen finanziert werden. In den letzten fünf- und zwanzig Jahren hieß es, die Regierung sei nicht effizient, und man solle bestimmte Aufgaben der privaten Hand übertragen. Private Werte aber sind per Definition nicht uneigennützig. So haben die Geschäftsleute gesagt: „Wir brauchen eine sichere Zone“, und den Rest der Bevölkerung ausgesperrt.

Menking: Sie sprechen von regelrechten Kleidervorschriften, die die Zonen-Stadt der Zukunft bestimmen.

Boyer: In Miami hat man zwei Zonen eingerichtet. In der Zone der Unberührbaren dürfen sich Obdachlose und arme Leute frei bewegen. Es gibt sogar Duschen für sie. Im Rest der Stadt dagegen können schlecht gekleidete Personen, Arme also, jederzeit festgenommen werden.

Menking: In Ihrem neuen Buch über die „Cyberstädte“ ziehen Sie eine direkte Analogie zwischen der Kommunikationsgesellschaft und diesem neuen zonalen Leben.

Boyer: Mit der Faszination für Computer, E-Mail und Internet entsteht eine Gesellschaft, in der die Leute weltweit mit ihresgleichen kommunizieren, wodurch die gleiche Art geschützter Zonen entsteht wie im Städtebau. Man sagt neuerdings: „Brauchen Sie dazu ein Gesicht?“, um zu sagen, daß man eine Entscheidung per elektronischer Kommunikation am Bildschirm treffen kann und sich nicht persönlich treffen muß. Die Armen dagegen haben keine PCs – es handelt sich um eine elektronische Segregation. Andererseits geht die Akzeptanz dieser Entwicklung mit einer Mentalitätsverschiebung einher: Spiel und Arbeit am Computer heißt, unzähligen vom Apparat erteilten Befehlen blind zu gehorchen. „Übertragen, Wechseln, Verlassen...“ Das verändert unsere Wahrnehmung. Die Sicherheitszonen der neuen Stadtviertel sind Computerspiele im großen Maßstab. □

Das „museum in progress“ und DER STANDARD veranstalten ein über mehrere Folgen laufendes „Symposion in der Tageszeitung“: Führende Philosophen, Essayisten und Künstler sprechen über Kunst, Medien und die gesellschaftliche Wirklichkeit der neunziger Jahre. In dieser Ausgabe beschreibt die deutsch-amerikanische Kunsthistorikerin Cornelia Lauf die Rolle der Frau in der internationalen Kunstszene. Christine Boyer, Architekturkritikerin in New York, spricht über das Ende des traditionellen Stadtlebens und das Disneyland-Projekt „42nd Street“ in New York.

William Menking lebt in New York. Er ist Professor für Stadtplanung und Architektur am New Yorker Pratt Institute und Architekturkritiker für das Stadtmagazin „Time Out“.

Christine Boyer ist Professorin für Urbanismus an der Princeton University. Bücher u. a.: „Dreaming the Rational City“, „Manhattan Manners: Architecture and Style 1850–1890“, „The City of Collective Memory“. Demnächst erscheint „Cybercities: Visual Perception in the Age of Electronic Communication“.



Cornelia Lauf, geboren 1961, lebt als Kunstkritikerin und Herausgeberin des Künstlerbuchverlags Imshoot in Gent und New York. Dr. phil. in Kunstgeschichte an der Columbia University, New York. Sie ist mit dem Konzeptkünstler Joseph Kosuth verheiratet und organisiert Ausstellungen, so 1992 die vielbeachtete Schau „The Wealth of Nations“ in Warschau. Foto: ???

IMPRESSUM

Gespräche 1995/96 – Symposion über Kunst, Gesellschaft und Medien.

Moderation: Robert Fleck. Eine Serie im Rahmen des Kuratorenprogramms von Stella Rolig, beauftragt vom Bundesminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Ein Projekt des museum in progress in Kooperation mit dem STANDARD.

Wir trauern um Chohreh Feyzjdjou, gestorben am 17. Februar in Paris. Die Künstlerin iranischer Abstammung arbeitete zuletzt an einem Beitrag für die museum in progress-Gespräche.

Kreativitätshindernis? Baby Klio Kosuth als Anlaß für Reflexionen über die Geschlechterrollen in der Kunstwelt.

Foto: Hilde d'Haeyere



WEHMUT IM WOCHENBETT

Die sexistischen Mechanismen der Kunstwelt

Cornelia Lauf

Vor etwa drei Jahren, es mag zwei Wochen vor der Geburt meines ersten Kindes gewesen sein, erschien eine kurze, mich indirekt betreffende Bemerkung in einer österreichischen Alternativ-Kunstzeitschrift. Obgleich das kleine fotokopierte Blatt selbst in Wien nur marginal bekannt war, wurde es in der Kunstwelt nicht wenig gelesen, denn die Zielscheibe seiner Ironie waren vor allem Leute aus ebendieser Kunstwelt. Das pamphletartige Blättchen besaß ein gewisses Flair, und die da gekochte Gerüchteküche erregte Aufsehen. Auf irgendeinem Weg verirrt sich dieses Organ auch einmal nach Gent, wo ich es am Vorabend der Entbindung zufällig aufschlug. Was sah ich da? Da stand doch glatt geschrieben, daß die Arbeit meines Gatten, der ein Künstler ist, mit seiner Vaterschaft Schaden nehmen werde, ja daß man seine Kunst künftig „vergessen“ könne, da er sich um ein Baby zu kümmern habe.

In den letzten drei Jahren fiel mir dieser Kommentar immer wieder ein, wenn ich auf sexistische Mechanismen in der angeblich so freizügigen Kunstwelt stieß. Im Fall der Wiener Alternativ-Kunstzeitschrift hatte ein weiblicher – Kunstschritsteller mit der alten Vorstellung gespielt, daß künstlerische Schaffenskraft mit mangelnder Zeugungsfähigkeit zu tun habe. Das Kind und ich wurden in dem Artikel nur in Abwesenheit als die heimlichen Zerstörungskräfte der Künstlerkarriere meines Mannes behandelt. Diese Denkfigur findet sich übrigens in fast allen Büchern über Hauptvertreter der modernen Kunst. Was schrieb man nicht alles über die Frau von Paul Cézanne! Oder denken Sie an die Geschichten über Picasso und die Hysterikerinnen, Musen und Hausmütter, die sein Genie angeblich umtanzten. Wenn einmal von einer Künstlerin die Rede ist, klammert man das Thema Mutterschaft verlegen aus. Selbst in der feministischen Theorie ist das nur ein dumpfes, schwerfälliges Thema.

Ich bin nicht Mary Kelly. Auch werde ich kein Performance-Kunstwerk aus den Windeln meines Kindes machen, noch die Wände mit Menstruationsblut beschmieren. Meine Tochter ist nun fast drei Jahre alt und vor zwei Wochen brachte ich ein zweites Mädchen zur Welt. Ich habe also künftig die Aufgabe, die Kunstwelt, in der ich arbeite, gleich zwei anderen Frauen zu erklären. Der Druck, dem wir ausgesetzt sind, ist selbst im „geschützten Gehege“ der Kunstzeitschriften und Künstlerateliers mit Händen greifbar. Die neuerdings allgegenwärtige Anglei-

chung der Kunst- und der Modeszene ist dafür nur ein Beispiel. Der belgische Modeschöpfer Martin Margiela hat seine neuen, von Robert Rymans weißen Bildern inspirierten Jeans im New Yorker P.S.1-Museum und im Palais des Beaux-Arts in Brüssel vorgestellt. Wenn man über Avantgardekunst Bescheid wissen will, schlägt man am Besten „Elle Decoration“ oder „Harper's Bazaar“ auf, denn da schreiben die Kunstkritiker von „artforum“ besser und für höhere Honorarsätze als in der Kunstzeitschrift. Sogar im „New York Times Magazine“ läßt man die neuesten Modeschaen als wichtige Kunstereignisse besprechen. Eine Spätfolge von Roland Barthes' Zeichentheorie.

Meine Zweifel beziehen sich auf die Form der Botschaft „Kunst“. Dem Wiener Kunst-Fanzine zufolge sank der Marktwerk meines Künstlermannes, als er ein Tochter bekam. Heute betrachtet diese kleine Dame Kunst am liebsten in Zeitschriften, die eigentlich von Schlankheitskurren, Schönheitschirurgie und Schminktechniken handeln. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich, als ich inmitten von „Vogue“, „Mirabella“ und „Allure“ zum zweiten Mal im Wochenbett lag und eine Einladung des museum in progress zu einem Beitrag über Kunsttheorie, die Geschlechterdiskussion in der Kunst der Neunziger Jahre und meine Tätigkeit als Herausgeberin von Künstlerbüchern eintraf. Meine erste Reaktion war die Lust nach einer anderen Art von Theorie, einem irritierten Amüsement über die Benachteiligung der Frauen im Mediengeschäft und in meinem eigenen Beruf, dem Schreiben und Herausgeben von Kunstbüchern. Kritisches Denken und kritische Kunstpraxis? Einverstanden, auch wenn es sich mittlerweile um einen Allerweltsbegriff handelt. Was aber bedeutet das konkret für eine bestimmte Person, die zum Beispiel ein Elternteil ist oder eine Mutter von zwei Töchtern?

Für mich war „kritisches Denken“, als ich mir beim Hinein- und dann wieder beim Hinausfahren werden aus dem Operationsaal vor und nach dem Kaiserschnitt hochheilig schwur, ich würde meine Denkzellen nicht mehr wie beim ersten Kind ein Jahr lang von einer Art milchigem Nebel einhüllen lassen. Doch nach einigen Tagen war genau dieses Gefühl wieder da, bei Klio, der zweiten, ebenso wie zuvor bei Noema, der ersten. Was soll man daraus folgern? Wohl daß man unmittelbar nach einer Geburt keine Einladung zum Schreiben annehmen soll, außer man verbindet es mit der Vorwarnung, daß sich die sanfte Militanz mütterlicher Gefühle nicht verschweigen lassen wird. □